



Unsere Heimat

Beilage zur Kösliner Zeitung

Nr. 18

Sonnabend, den 6. Herbstmonat 1930.

Nr. 18

Der schießende Stock.

Von Professor O. Knöpfler.

Herr Prof. Haas teilt in seinen Schwänken von der Insel Rügen Nr. 41 folgende Schnurre mit: Ein Schäfer, der seine Herde an einem Waldesraum hütete, hatte sich mit seinem Hund Wassermann verunwilligt. Wassermann bekam erst Schelle, dann Schläge, und als er noch immer nicht gehorchen wollte, legte der Schäfer seinen Stock an den Kopf, als wenn es ein Gewehr wäre, und rief mit lauter Stimme: „Wassermann, ist scheet di dot!“ Zufällig befand sich der Förster in der Nähe; der hatte schon lange die lauten Worte des Schäfers gehört, und als dieser nun gar den Stock an den Kopf legte, nahm er sein Gewehr und schoß Wassermann in die Beine. Als der Schäfer den Schuß hörte und seine treuen Gefährten winselnd auf der Erde liegen sah, lief er zu ihm hin und sprach: „Wassermann, nimmst nich äwel, mein Hund! Wer harr dat o! denken künnt, dat de oll Stock laden wier!“

Die Geschichte von dem schießenden Stock ist — ganz abgesehen von den kindlichen Spielen — auch sonst in Pommern bekannt. In meinem Büchlein: Schwank und Streich in Pommern, S. 26, findet sie sich in folgender Fassung: In Rügenland gibt es bekanntlich viele Wölfe. Einmal ging ein jüdischer Handelsmann durch einen Wald. Da kam ihm ein Wolf entgegen. In seiner Angst suchte er den Wolf mit seinem Stock von sich abzuwehren. Hinter einem dicken Baum in der Nähe stand ein Jäger, den aber der Handelsmann nicht gesehen hatte. Als nun der Wolf dem Handelsmann immer näher auf den Leib rückte, und dieser in seiner Gedanßgut laute Hilferufe ausstieß, legte der Jäger sein Stock an und stießte mit einem wohlgezielten Schuß den Wolf tot nieder. Der Handelsmann war jetzt ganz erschrocken; da er aber keinen Menschen sah, so bildete er sich ein, sein Stock habe den Wolf erschossen, und erstaunt rief er aus: „Merkwürdig, nun trag' ich den Stock schon sieben Jahr' und hab' nicht gewußt, daß er ist geladen. Hätt' ich mich doch selber können schießen tot.“

Eine dritte Version bietet das Hessische Sagenbuch von Emil Schneider, 4. Aufl., Nr. 75. Ein Mann aus Felsberg war ins Holz gegangen, um sich einen Sack Laub zum Streuen zu sammeln. Er hielt sich immer am Saum des Waldes, wo das Feld daran stößt, und als er einmal ausruhte, sah er von ungefähr, wie ein Hase ganz nahe vor ihm in einer Furche sich aufrichtete. Langsam und vorsichtig hob der wackere Felsberger seinen Stock, legte an, und — krach pardau! — da lag der Hase in seinem Blute. Voller Verwunderung eilte das Männlein hinzu, sah die Beute und eilte, sie in seinem Laubsaal zu verstecken. Plötzlich fühlte er einen leichten Schlag im Nacken. Ein Jäger stand hinter ihm. Der hatte nicht weit von ihm gestanden, auch auf den Hasen angelegt und ihn geschossen, und das war unserm Felsberger ganz entgangen. „Wer hat euch erlaubt, den Hasen zu nehmen?“ sagte der Jäger. „Ich — ich hab' ihn geschossen!“ antwortete der Mann. „So seid ihr ein Wildvieh!“ „Ach, Herr“, erwiderte treuerherzig der Felsberger, „ich dachte doch nicht, daß das Ding losgehen würde.“ Seit dieser Zeit heißen die Felsberger die Hasenschützen.

Der Schwank ist, wie es scheint, weit verbreitet. Ich verweise noch auf O. Dähnhardt, Schwänke aus aller Welt, Nr. 51, und Fr. S. Krauß, Zigeunerhumor, S. 188. Außerdem findet sich eine Erzählung aus Kujawien im vierten Bande der Monatsschrift „Aus dem Posener Lande“. Hier ist es ein jüdischer Handelsmann mit Namen Twardigrosz, der mit seinem Stock einen Wolf erlegt zu haben glaubt. Die betreffenden Werke stehen mir leider nicht zur Verfügung.

Im Posener Lande fand ich den Schwank noch einmal, und zwar als kurze Episode eingeschachtelt in das bekannte Schwankmärchen vom Juden im Dorn, das mir hier aus polnischer Quelle mitgeteilt worden war (S. meine Posener Märchen, Nr. 12). Der mildtätige Knecht, der sich auf der Wanderschaft befindet, hat von dem Herrn Jesus eine wunderbare Geige und eine ebensolche Büchse erhalten. Bald darauf springt ein gewaltiger Hirsch vor ihm auf. Der Knecht will die Büchse gleich probieren und legt auf den Hirsch an, der sofort tot niederfällt. Er hat aber nicht gelehrt, daß zugleich auch noch ein anderer auf den Hirsch gezielt hat, wenn auch nur mit einem Stock. Es war ein Jude, der sich hinter einem Baum versteckt gehalten hatte. Wie dieser nun den Hirsch auf dem Boden liegen sieht, tritt er vor und sagt, er habe den Hirsch geschossen, und er gehöre ihm. Der Knecht erwidert ihm: „Wie kannst du Jude mit einem Stock schießen?“ Der Jude antwortet darauf: „Wenn Gott es will, dann auch mit einem Stock.“ Um sich nicht zu streiten, gibt der Knecht schließlich nach, bestraft aber dann den ehrgeizigen Juden dadurch, daß er

ihn nach den Tönen seiner Geige in den Dornensträuchern tanzen läßt.

Ähnlich eingeschoben ist die Geschichte auch in dem ostholsteinischen Schwank vom Edelmann und dem Bauer, bei Wisser, Plattdeutsche Volksmärchen, S. 187 f. Der Edelmann geht ins Holz auf die Jagd; da springt vor ihm ein Hase auf, und er schießt hinter ihm her. Der Hase läuft auf die Koppel, wo der Bauer gerade beim Harken ist. Da nimmt der Bauer seinen Harkenstock und legt so auf den Hasen an, als ob er ihn tötschießen will, und bauz, fällt der Hase vor ihm hin und ist tot. Der Bauer meint, er habe ihn wirklich tötschossen; er besteht den Harkenstock und sagt dann: „Teufel, das hätt' ich nicht gedacht, daß das da herausgegangen wär'!“

Erwähnt sei auch, wenngleich nicht ganz hierher gehörig, der schießende Schlüssel in einem pommerischen Märchen bei U. Jahn, S. 51. Es ist hier ein wunderbarer Schlüssel, ein Zauber-Schlüssel, den der Märchenhans auf einen vorüberfliegenden Vogel mit glänzendem Gefieder anlegt, indem er spricht: „Ah, wenn doch jetzt mein Schlüssel eine Pistole wäre!“ Krach, ging auch schon der Schuß los, und eine von den goldenen Federn schwante zur Erde herab.

Es ist als sicher anzunehmen, daß sich noch weitere Varianten des Schwankes vom schießenden Stock vorfinden, und ebenso scheint es mir unzweifelhaft, daß auch unser Schwank schon in der mittelalterlichen Schwankliteratur vorhanden ist.

Der Fuchs im Spiegel plattdeutscher Redensarten.

In „Unsere Heimat“ 1929, S. 24, brachten wir unter obiger Überschrift einen Aufsatz von Herrn Dr. Hermann Schmoedel, Soest. Hierzu teilt Herr A. Lucht, Küter (Kr. Nienwalde), folgende in seinem Heimatort gesammelten Redensarten mit:

1. An't Redensoort lehrt sich de Voß nich an, hei seggt, hei geht nich in't Dörp, doa biete ehm de Hunn.

2. „Gröft Hitt is vorenwer“, seggt de Voß, as ehm't Fell euwer't Ohre schlööpe.

3. „Häling“, seggt Voß un sett sich hinner't Mattelspier. (Mit Mattel bezeichnet man hier die Rasenschmiele, ein Gras. Schuß kann der dahinter sich versteckende Fuchs natürlich nicht finden, noch viel weniger hinter einem einzelnen Stückchen, Hälmchen dieser Grasart.) Oft mit dem Zusatz: un denn noch anne verkehrte Sier (Seite!).

4. Dat hett de Voß woll mittem Schwanz mäte, (Wenn etwas zu groß ist.)

5. Hei grient as ne Voß (auch Pfingstvoß).

6. Hei grient, as wenn't Voß Broam frett, (Note Brombeeren = Voßbroam. Schwarze Brombeeren = Hinchbroam [Hinch = Hengst].)

7. Zu Nr. 24 des Aufsatzes: Nor Hoar un Ellerhult, dat waft uppe leie gauide Grund.

Aus Blankenfelde und Karlshof, Kreis Nau-

gard, ist mir folgender Vers bekannt:

De Wind, de weht,
de Hoahn, de kräht,
de Voß lüppt über't Moor.
N, bind' de Schöles fast!
wie danzen heid uppem Flor.

Elisabeth von Derken.

Elisabeth von Derken, die jetzt ihren 70. Geburtstag feiert, steht mit an der Spitze der pommerischen Heimatsliteratur. Ist sie es doch, die als erste das hinterpommersche Platt zur Schriftsprache erhoben hat und dem ostpommerschen Volkscharakter in der Literatur den ihm zukommenden Platz erlängte. Ihre Werke erlebten Auflagehöhen, wie sie im Lande an der Ostsee zur Seltenheit gehören.

Und dabei kennt die Gutsherrin von Dorow Sensationen oder Tagesstendenzen nicht; sie lebt in einem stillen Kreis, ward in Ostpommern geboren als eine Tochter der von Thaddens, hat die 70 Jahre ihres Lebens in ostpommerscher Heimat auf dem Lande zugebracht. All ihre Gestalten, Handlung und Umwelt entnahm sie diesem so oft von Großstadtmenschen bespöttelten Hinterpommern, all ihre feine Charakterzeichnung entstammt dem arbeitenden und ringenden Landvolke.

Da ist immer und immer wieder der reine, urwüchsige Bronnen völkischer Eigenheiten, da sind Gestalten, die auch ein Frik Reuter in seiner schwerwüchsigen Mecklenburger Heimat sah, da sind Menschen, die sich geben, wie sie geschaffen wurden — nicht wie Zeitlürche sie machen möchte. Alle verschieden — Knecht und Knecht — Herr und Herr — alle knorrig, querköpfig, ruhig, und doch alle in jener wertvollen Einheit eines Menschenchlages, eines Arbeitsgebietes, eines untereinander abhängigen Lebensbildes gerundet. Und die Gestalten, die Elisabeth von Derken uns gibt, sind keine Einzelmenschen, sie sind ein Typ, wie er nur unter freier Luft, freier Naturverbundenheit und freier Lebensmöglichkeit gedeihen kann.

„Entenrike“ — „Die ollen vielen Jungs“ — „Bottins Aeltester“ — „Wir auf dem Lande“ — „Meine Kuh“ usw., prächtige Einzelgestalten gibt die Verfasserin uns. Ein lieber, sonniger Humor blüht oft aus ihren Charakteren — freilich unserm Ostpommern wohl unbewußt, aber doch so stark, daß man — auch wenn man dort nicht seine Heimat hätte — ihnen gut sein muß. Gerade und ehrlich bis zur Grobheit sind E. von Derkens Menschen, däcköpfig bis zur Verzweiflung und doch treu bis zur Aufopferung, kraftvoll und hart. Kann man schöneres Kennzeichen eines deutschen Volksstammes sich wünschen? Die alte Magd „Entenrike“ liegt auf dem Sterbebett, sie hat nichts anderes zu beichten, als daß sie ihrer Herrin oftmales Eier für die Küken wider Wissen ihrer Herrin gestohlen habe. Und als sie freundlich Abolution erhält, ruft sie heimlich ihre Nachfolgerin ans Krankenbett und befiehlt ihr: „Dat du vor de Putkens Eier kaufst!“

Oder die alte Wasken, die auf ihren „ollen verlöffenen Kerl“ schimpft, als er aber zu ihr nach Jahrzehnten zurückkommt, fühlt sie ihre Pommern-treue und geht mit ihm nach Amerika. Auf alle Einwürfe sagt sie nur stur: „Aber ich wer' man doch mit ihm müssen ziehn.“

Oder endlich in der „ländlichen Liebe“, da die junge Frau eines Knechtes sich scheiden lassen will, wütend seggt sie de grä Fru: „Schlogen kann hei mi (der Ehemann), daß wir bün ic sin Fru, awer hei hett mi würgt, und davon steiht nicht in de Truteg schreven!“

Elisabeth von Derkens Werke (Verlag Martin Warbeck, Berlin) sind fast sämtlich vergriffen, anlässlich ihres 70. Geburtstages soll eine neue Sammlungslage verlegt werden. Das pommerische Schriftum wird dies besonders begrüßen; denn ihre ostpommerschen Charakterbildungen, ihre klare schriftdeutsche Wiedergabe pommerischen Platts sind für die Heimatsliteratur noch nicht zu missen. Ihren 70. Geburtstag feiert die Verfasserin — wünschen wir, daß ihr der Lebensabend genau so licht und schön werden möge als sie ihre Jugend im „Goldenen Morgen“ beschreibt.

v. G.

Die Elisabethkirche in Rügenwalde.

Am 18. Juni 1930 sind 125 Jahre verflossen, seit durch königlichen Erlass die Schloßkirchengemeinde wegen ihrer Kleinheit aufgelöst und der Stadtgemeinde zugewiesen wurde. Zur Schloßkirchen-

gemeinde waren alle auf dem Schloß wohnenden und zum herzoglichen Hofstaat gehörenden Personen eingepfarrt in Hinsicht auf Abendmahl, Taufe, Trauung. Da ein eigener Kirchhof nicht vorhanden war, gehörten die Gemeindeglieder hinsichtlich der Beerdigung zur Marienkirche. Schon im Jahre 1624 begann Bogislaw XIV. den Ausbau der kleinen Schloßkapelle. Seine Witwe, die in der Fürstengruft der Marienkirche ruhende Fürstin Elisabeth, hat den Ausbau vollendet, so daß die Kirche am Neujahrstage 1639 durch den Superintendenten Pegelow eingeweiht werden konnte. Von nun an erhielt die Kirche den Namen „Elisabethkirche“. Der erste Schloßprediger war Christian Bilang (1639 bis 1657). Auf ihn folgte Schloßprediger Gilius, der in einem Anfall von Geistesgeistertheit den Silberaltar schwer beschädigte. Diese Beschädigungen sind noch heute besonders auf der Silbertafel im Mittelselde erkennbar. Im ganzen haben elf Geistliche in dem Zeitraum von 1639 bis 1805 in der Schloßkirchengemeinde gewirkt. Der letzte Schloßprediger, Samuel Christoph Dreist (1780 bis 1805), ging 1805 als Pastor nach Barwitz, wo er ein Lehrseminar einrichtete und in fast dreißigjähriger Arbeit gegen zweihundert Lehrer ausbildete. Das mit der Schloßkirchenstelle verbundene Vorgeholt des Geistlichen wurde bei Auflösung der Gemeinde zur Fundierung der neu eingerichteten Pfarrkirche in Poehlen, Kreis Neustettin, verwendet. Von den kirchlichen Einrichtungsgegenständen wurde der Silberaltar sowie das Luther- und Melanchthonbild von 1557 der Marienkirche, die Kanzel und das herzogliche Wappen der Gertrudkirche überwiesen. Die Glocken erhielt die Kirchengemeinde Schloßkirche.

Haase, Rügenwalde

Die Friedrichswalder Spurreiter, ein verschwundener pommerischer Brauch.

Ende des 18. Jahrhunderts, als noch Wölfe im Friedrichswalder Revier, wo die Kreise Greifenberg, Raugard und Randow zusammenstoßen, angetroffen wurden, hatten die Bauern der Wald-dörfer die Verpflichtung, nach einem Schneefall im Winter gewisse Bezirke abzureiten und nach Wölfspuren zu suchen. Die „Spurreiter“ trafen sich dann in der Nähe von Friedrichswalde in einer Waldlichtung bei der sogenannten „krausen Fichte“, woselbst der Obersöster den Rapport entgegennahm. War nun eine Spur gefunden, so wurde zunächst das Jagen festgestellt, in dem der Wolf häuste und wohin sich nun die Jagdgesellschaft begab. Die so genannte „Lappeneine“ wurde aus Hohenkrug zur Stelle gebracht. Diese mit bunten Lappen und Flicken besetzte Leine zogen die Spurreiter dann um

das betreffende Jagen und nun suchten die Jäger den Wolf. Dieser wurde, da die bunten Flicken der Leine ihn immer wieder zurückweichen ließen und den Durchbruch hinderten, bald gestellt und zur Strecke gebracht. Häufig bis er noch verschiedene Jagdhunde tot. Der glückliche Jäger, der ihn zur Strecke brachte, erhielt eine fislalische Prämie von 5 Talern. Für dieses Spurreiten nach einem winterlichen Schneefall erhielten die bäuerlichen Besitzer die Holzlieferung aus dem Forst, die spätere observanzmäßige Verpflichtung des Forstfiskus wurde.

In den späteren Jahren ist diese vom Fiskus an die Hofsbesitzer jährlich zu leistende Brennholzlieferung in Geld abgelöst worden. Die betreffenden Gemeinden haben durch diese Geldabfindung vielfach den Grundstock zu einem Kommunalförderungen erhalten.

Ballssagen und Erzählungen aus dem Kreise Bütow.

Von Professor Otto Knoop.

(Fortsetzung.)

105. Die versunkene Orgel zu Bernsdorf.

Nachdem am 20. Oktober 1640 der Bischof Matthias Lubienksi von Kujawien die Stadt Bütow zum Katholizismus zurückführte, wenigstens die evangelische Kirche aufs neue zum katholischen Gottesdienst geweiht hatte, kamen auch die Landkirchen zu Bernsdorf, Damsdorf, Damerlow, Kathlow, Stüdnitz, Groß-Lüchen und Bortnuchen mit all ihren Gütern durch gewaltsame Vertreibung der evangelischen Prediger in die Gewalt des kujawischen Bischofs. Von der Kirche in Bernsdorf und ihrer Orgel geht eine Sage, die an dieses Unrecht erinnern soll. Die Kirche war wüst und wurde neu gebaut. Die dazu bestimmte neue Orgel versank bei der Einfahrt in der Nähe des Dorfes und bildete fortan einen grundlosen See, aus dessen Tiefe von Zeit zu Zeit wehmütige Orgeltöne erklangen. Wie der Volksglaube berichtet, sollen, solange der Gesang in der Kirche währt, die Orgeltöne auch heute noch aus der Tiefe des Sees erklingen.

Nur die adlige Kirche zu Groß-Pomeiske und ihre Filiale zu Jassen blieben evangelisch, s. Cra-

mer, Geschichte der Lande Lauenburg und Bütow I, S. 275.

106. Der wandernde Stein bei Damsdorf.

Im Jahre 1804 sollte die alte katholische Kirche zu Bortnuchen wegen Altersschwäche abgebrochen und ein neues Gotteshaus gebaut werden. Die Gemeinde bestand damals schon zur Hälfte aus evangelischen Bewohnern, und infolgedessen entspann sich über das Bau- und Besitzrecht der neuen Kirche ein heftiger Streit unter den Gemeindemitgliedern. Endlich nahm der Schulze die Sache in die Hand und lud sämtliche Ortsangehörige zu einer Beratung im Gasthause des Dorfes ein. Das Ergebnis war: diejenige Konfession, die zuerst den Grundstein oder das Fundament der neuen Kirche legen wird, soll auch das Eigentumsrecht an derselben erworben haben. Nun ging es seitens der Evangelischen an ein Spendieren, so daß bald alle Katholiken betrunknen unter dem Tische lagen und voraussehen, daß an ein Erwachen derselben vor Anbruch des nächsten Tages nicht zu denken sei. Diesen Umstand benützend, begaben sich die Evangelischen auf den Bauplatz und vollendeten noch in derselben Nacht das Fundament der neuen Kirche. Am Morgen kamen auch die Katholiken zum Bauplatz, zogen aber unter Schimpfen und Flüchen davon, als sie sahen, daß sie von ihren Gegnern über-

listet waren; die Evangelischen aber freuten sich des Erfolges und arbeiteten rüstig weiter.

Am nächsten Morgen mußten sie jedoch zu ihrem größten Leidwesen die Wahrnehmung machen, daß in der Nacht gerade der beste Eckstein aus dem Fundament verschwunden war. Eine Hausforschung bei den Katholiken blieb resultlos. Schon dämmerte der Abend, und noch war keine Spur des verschwundenen Steines gefunden. Die Evangelischen waren ratlos. Da meldete ein Bote, daß der Stein auf derselben Stelle stehe, von wo man ihn hergeholt hatte. Sogleich machte man sich auf, um ihn zu Wagen wieder vom Damsdorfer Felde herbeizuschaffen. Er wurde aufs neue eingemauert, aber am nächsten Morgen war er zum zweiten Mal verschwunden. Abermals eilte man nach Damsdorf und fand ihn auf seiner alten Stelle; nichts deutete an, daß er jemals von diesem Fleck fortgewesen war.

Da ergreift die Arbeiter heilige Scheu; viele fürchteten sich und meinten, in dem Stein stehe nichts Gutes. Andere behaupteten, es sei ein verwünschter Stein oder gar eine verwünschte Prinzessin, die, wenn der Stein zum dritten Mal eingemauert würde, erlöste sein und das Dorf Bortnuchen zum Königreich erheben würde. Keiner aber fand den Mut, zum dritten Male Hand anzulegen, und so blieb der Stein bis zum heutigen Tage auf seiner Stelle, zum Bedauern vieler Alten, die noch jetzt in dem Stein eine verwünschte Prinzessin erblicken.

Pommersche Scherzverse auf Vor- und Familiennamen.

Gesammelt von Alfred Lucht-Kuher.

1.

Kale, Kale (Karl), kumm, kumm, kumm,
giww de Küken Woate.
Hest du kein' Kumm, Kumm, Kumm,
kast di ein' moale.

Tonnebuhr, Kr. Kammin.
Kuher, Kr. Regenwalde.

2.

Fris, Stieglitz,
het Backbern stoahlen,
morgen sa ehm de Däwel hoalen.

Blankenselde und Karlshof,
Kr. Naugard.

3.

Johann, spann' an!
Dre Katten vöran,
de Hunn vörut,
Johann, spann' ut!
Blankenselde und Karlshof.

4.

Leberecht
heift der Knecht,
und Bielstraß
heift die Magd.

Kuher.

5.

Niele, wenn ik piepe,
denn kümmt!
Kennst du miene Piepe nich,
bist du miene Niele nich.
Niele, wenn ik piepe,
denn kümmt.

Blankenselde und Karlshof.

6.

Auguste ging zum Boden hin,
sie dach't, da wär' der August drin.
Der August dach't in seinem Sinn:
"Wo will denn bloß Auguste hin?"

Kuher.

7.

Friedel mit de Fiedel,
un sei mit dem Baß,
späle wie de Däwel
un kriege nichs in't Koff.

Kuher.

8.

De un Köhn,
bei danze beid schön.

oawo Köhn un Uede,
bei danze as eie Küde.

Kuher.

9.

Morgenrot, Morgenrot,
Mag Knedel, de lacht sich dot,
unser Portemonnaie het 'n Loch,
Mag Knedel tellt un tellt immer noch.
Knedel ist Gastwirt in Blankenselde. Den Spruch
kann man von den morgens vom Vergnügen Heim-
lehrenden hören.

10.

De Wulf un de Bär, de Böß un de Katt,
dat sin de schlimmsten Lüd in de Stadt!
Die Namen der Gollnowe Kaufleute Wolf,
Beer, Böß und Katt sind in die gleich oder ähnlich
klingenden Tiernamen übertragen worden.

Pommerscher Pfifflopß, Deine Schule!

Heimatgeschichtliches Festspiel

in drei Aufzügen mit Gesang und Tanz aus den
Jahren 1807 und 1830.

(Fortsetzung.)

Rittmeister: Auch das soll ein Wort sein,
Burschen! So nehme ich von hier nicht bloß Kanonen mit, sondern auch die Kanoniere! Aber dazu braucht ihr die Zustimmung eurer Eltern und eures Schulzen. Holt sie euch! (Die Burschen raffen ihr Fischgerät auf und treten überredend auf den Schulzen zu. Er geht mit ihnen ab.)

Rittmeister (zum Kundshafter): Du begleitest uns jetzt nach Köslin, Jahn. Wir warten hier nur noch auf Kanonen! (Jahn tritt zur Seite.)

Pastor: Komm' einmal her, Christian! Zeige du dem Herrn Rittmeister, daß du wenigstens in unserer Sorenbohmer Schule etwas Gründliches gelernt hast. Wie heißt das letzte Gedicht von unserm pommerschen Ernst Moritz Arndt?

Christian (macht ein listiges Gesicht, verbeugt sich dann und begleitet die Strophen des folgenden spöttischen Zeitgedichtes mit entsprechenden Körperbewegungen):

Fuchszeit ist jetzt
Wedelnder Schwanz
wirbt sich zum Tanz,
schmeichelnd den Kranz.

107. Die Bütow-Rummelsburgische Verche.
Wenn man die Bütower oder Rummelsburger
nennen will, sagt man: Bütow und Rummelsburg
hätten zusammen nur eine Verche, die abwechselnd
des Morgens in Bütow, des Nachmittags in Rum-
melsburg singe.

Spötter behaupten allerdings, die Sache stimme
heutzutage nicht mehr; denn jetzt habe jeder Kreis
seinen eigenen Vogel, und er bezahle ihn auch für
seinen Gesang und für seine übrigen Dienstleistungen.
Worin diese bestehen, sagt eine sehr belamte
Redensart: „Hei — nämlich der ärmliche Land-
mann jener Gegend — meist mit dem Lewat up
de Höft.“

108. Vorntuchen.

In Vorntuchen schlägt man kleine Kinder ein
mit den Worten: „Gaz mit de Kaz kommt!“ In
den Fichten bei dem Vorntuchener Kirchhof hat sich
nämlich einmal ein Mann mit Namen Gaz erhängt;
eine Kaz soll ihn angefressen haben, und man er-
zählt, daß der Mann später mit der Kaz dort her-
umgespult habe.

In Vorntuchen lebte früher ein Mann mit
Namen Möws, der kleinen Menschen grüßte. Man
sagt daher auch heute noch von einem, der nicht
grüßt: „Dei is bi Möws in de Schau gahne.“

109. Gröbenzin.

Das Dorf wird plattdeutsch Nabazin genannt.
Von einem Gröbian, auch von einem Dummkopf

Schmeicheln und heucheln,
hübeln und meucheln
mußt du verstehn,
wenn du willst stehn
vorderst im Tanz!

Rittmeister (lacht laut auf).

Pastor (betroffen, legt Christian die Hand auf
die Schulter): Ich meinte Arndts schönes Gedicht:
Wer ist ein Mann? — Der beten kann ... Dieses
Gedicht habt ihr in der Schule jetzt gelernt?

Christian (nicht wichtig): Ja, Herr Pastor,
dies ist ein neues!

Pastor (schüttelt den Kopf).

Rittmeister (tritt schnell auf Christian zu,
rillt ihn an der Schulter): Und paßt trefflich
in die heutige Zeit! Das präg' dir gut ein, mein
Jungel! (Christian tritt zurück, aber Frixe tritt vor
den Rittmeister. Sein Alterskamerad Christian
hält sich voll jungenhafter Neugier in seiner Nähe.)

Frixe (betelnd): Nehmen Se mi ok mit nach
Köslin, wie die großen Burschen, Herr Offizier?

Jahn (halsblau, ihm einen kleinen Rippenstoß
gebend): Bengel, willst woll?! Das heißt „Herr
Rittmeister“.

Rittmeister (verschränkt die Arme und blickt
schmunzelnd auf den jungen Bittsteller).

Frixe: Ich will och bloß Ihre Pferde füttern.
Dat kann ic schon fein. Unser Schult kann't seggen,
daz ic seine Pferd' schon immer füttere. Un ic
kann se in de grote See reiten, un se puhen un
striegeln!

Rittmeister: Also mein junger Pferde-
bursche möchtest du werden, Frixe?

Frixe: Un fein will ich se puhen. Die
Schenkel sollen man so spiegeln, wie Herrn von
Schmeling sein Reitfuchs! (Treuerzig schmeichelnd.)
Herr Offizier! (Jahn macht immer bei dem falschen
Titel eine kleine ärgerliche Bewegung): Krieg' ich
denn och solche schöne hoge Soldatenmütz? — (Reicht
seine Zippelmütze vom Kopf und wirft sie ärger-
lich auf die Erde.) Ich mach' das lappige olle Ding
nich mehrl! (Der Schulze kommt zurück, verwun-
det, wie die Herren lachen.)

Rittmeister: Also, jetzt kommt das bi de
Ende von der Wurst! Um eine Soldaten-
mütze ist's dir zu tun?

Frixe: Ioa, Herr Offizier, Soldat will ic
werden un wat lernen, weil min toter Vater
der Soldat was, un ok min oll Grotvad der
Daniel beim großen Preußenkönig so viel ge-
lernet hat!

Rittmeister: Nun Frixe, ich will's über-
legen. Dazu müssen wir auch den Großvater noch
hören. Jetzt lauft, ihr Jungen, und bringt mir
Bericht, wie weit die Kanonen aus der großen
Düne heraus sind. (Beide Jungen ab.)

(Zu den Gerechtsherren gewandt): Eine
frohe Botschaft muß ich Ihnen noch mitteilen,

sagt man: „Dei is ut Nabazin, wo de Heiner melf
ware.“ Im Lauenburger Kreise heißt es: „Dat
kann (oder: versteht) de olle Halsch ut Nabazin ul,
d. i. die Sache ist leicht.“

110. Groß und Klein-Gustkow.

Die Bewohner der armen Dörfer haben sich, we-
nistens in früherer Zeit, vielfach vom Sammeln
von Pilzen und Beeren ernährt. Daher ging von
ihnen der Reim:

Niezle (d. i. Neizler) u Beere
mutte Gustkow ernähre.

111. Wussecken.

Ein Spottvers über das Dorf lautet:

Ber gaude Läwdag' hebbe will,
dei mutt nah Wussecke gahne.
In Wussecke gifft dat Tuffle u Supp,
doar geht de ganz Wäl mit up.
Wer gaude Läwdag' hebbe will,
dei mutt nah Wussecke gahne.

112. Er sieht immer auf das Sauzahn.

Vor Jahren ging ein Bauer aus Wussecken le-
denschaftlich gern in die benachbarten Königlichen
Forsten, um zu wildern, und den Forstbeamten
wollte es nicht gelingen, den Wilddieb zu fassen.
Endlich kam der Gutsbesitzer des Ortes, der ein
guter Freund des Oberförsters war, hinter das
Treiben des Bauern und fragte ihn einst gelegent-
lich, wie es komme, daß ihn der Förster niemals

ertappe. „Sehr einfach,“ sprach der Bauer; „ich
habe mir von einem Wildschwein einen Zahnhorn be-
sorgt, und wenn ich mir diesen Zahnhorn vor das Ge-
sicht halte, bin ich unsichtbar.“ Bald kannte auch
der Oberförster dieses Geheimnis, doch hatte er dem
Gutsbesitzer versprechen müssen, dem Wilderer ge-
genüber, sobald er ihn treffe, sich so zu stellen, als
sehe er ihn wirklich nicht.

Auf Anstiften des Gutsbesitzers geht nun der
Wilderer wieder einmal auf Raub aus. Auf hal-
bem Wege sieht er aber den durch den Gutsbesitzer
benachrichtigten Oberförster gerade auf sich zukom-
men. Flugs holt er den Sauzahn aus der Tasche,
hält ihn tief vor das Gesicht und steht nun da wie
eine Bildfäule. Der Oberförster tut natürlich, als
sehe er ihn nicht, und stellt sich dicht an ihn heran,
um ihn mit einer Gabe zu überströmen, die ihn von
oben bis unten naß macht. Dann eilt er zum Guts-
besitzer, um ihm den Spaß zu erzählen.

Am folgenden Tage fragt der Gutsbesitzer den
Bauer, wie es ihm auf seinem letzten Streifzuge er-
gangen sei. Der Bauer erzählt es und sagt dann
hinzufügt: „Der Oberförster sah mich nicht; er dachte,
es wäre ein Stubben. Ich sah aber auch immer auf
das Sauzahn.“

Daher stammt denn auch in der Gegend von
Wussecken die Redensart: „Er sieht immer auf das
Sauzahn.“

(Fortsetzung folgt.)

meine Herren, ehe ich wieder davon muß. Kurz bevor wir abritten, war nach Kolberg die Nachricht gekommen, daß Ranzionierte und Arnswalder Bürger den französischen Marschall Villot gesangen haben, der in unsere kleine Festung eingeliefert werden soll. So wirkt Major Schills kühnes Beispiel anstrengend im ganzen Lande. In einem Kartoffelkeller beim Stadthirten hatte sich der große Schlachtenheld schließlich verkrochen. Aber die Pommern fanden ihn auch dort! (Alle Herren lachen.)

Rittmeister (zum Kundschafter): Jahn, hast du noch Genaueres während deiner Streifen gehört?

Jahn: Zu Befehl, Herr Rittmeister! Der Marschall soll still bis zur Festung Danzig in gute Verwahrung gebracht werden. Später ist es dann möglich, ihn gegen unsern gefangenen General Villot auszutauschen.

Alle Herren (lebhaft): Sehr gut!

Rittmeister: Auch den kleinen Glücksschlag heißt es im Kriege klug auszunützen.

Schulze: Aber hält Herr Rittmeister es nicht auch für klug, ein bishchen für solch Glück vorzusorgen? Ich mein' das zweifelhafte Glück für unser armes Dorf, von den Franzosen über-

schwemmt zu werden. Sie sollen schlimm plündern!

Pastor: Das trüfe meine andern Pfarrkirchen ebenso hart. Kann uns der Kundschafter wohl etwas darüber sagen, Herr Rittmeister?

Rittmeister: Jahn, berichtet! Was erlebten Sie in den andern Dörfern?

Jahn: Im Hauptquartier zu Zernin wird strenge Mannezuht gehalten, Herr Rittmeister. Marschall Mortier ist gerecht, sagen die Einwohner, und will den Krieg auf menschliche Art führen. Aber so denken die andern Generale nicht. In den Dörfern rundum haben ihre Soldaten oft den Armeren das Letzte weggenommen.

Alle drei Gerichtsmänner: Das ist auch hier zu befürchten!

Schulze (vorstehend): Herr Landschaftsrat! Herr Rittmeister! Wenn wir also das „Glück“, solchen Franzosenbesuch zu kriegen, so weit an uns ist, verhinderten? Wir reißen Wegweiser und Brücken ab und verstecken sie. Unsere schmalen Zufahrtstraßen zu den Stranddörfern sind sandig oder rumpfig. Ohne Wegweiser wagt kein Führer, viel Kriegsvoll solche ungewissen Steige zu führen.

Rittmeister (nicht lebhaft):

(Fortsetzung folgt.)

Deutsche Heimatbücher.

Der Hammerschmied und andere Erzählungen aus Wald und Flur. Von A. Friedrich Marquardt, Schlawe. Verlag von Albert Mewes, Rügenwalde, Preis 0,60 RM.

Ein kleines Heftchen sinniger Naturschilderungen, wie sie nur einer schreiben kann, der wie Marquardt, so eng und liebevoll mit dem Wald und seinen Lebewesen, wie Faltern, Käfern und seltsamen Blumen verknüpft ist. Wir begleiten den Verfasser auf seinen lehrreichen Streifzügen durch Wald und Feld, und er öffnet uns die Augen über die tausend Schönheiten der Natur, an der wir sonst achtlos und stumpf vorübergehen. Jeder Freund der heimatlichen Fluren wird seine helle Freude an dem kleinen Heftchen haben.

Plattdeutsche Lyrik mit besonderer Beziehung auf Pommern. Ausgewählt und eingeleitet von Lic. Walter Schröder. Verlag von Fischer & Schmidt, Stettin 1930. In Gangleinen gebunden 5,— RM.

In dem großen Strom der niederdeutschen Bewegung, soweit sie die plattdeutsche Lyrik umfaßt, ist Pommerns Anteil ein wesentlicher, eine Tatsache, die durch die bisherigen Veröffentlichungen aber nicht entfernt gewürdigt worden ist. Selbst den pommerschen Sammelwerken trat der plattdeutsche Anteil entweder gar nicht oder ganz unzureichend zutage. Vor allem fehlte es bisher an einer selbständigen Übersicht über unsere Leistungen auf dem Gebiete der mundartlichen Lyrik. Hier hat Walter Schröder endlich Abhilfe geschaffen. Selber ein Dichter, dessen niederdeutsche Kinder- und Kindernlieder ihm einen großen Kreis von Freunden gewonnen haben, verfügt er über den am pommerschen Stamm immer wieder hervorbrechenden Trieb, zu sammeln, zu sichten, zu ordnen; und so erscheint er hier mit seiner plattdeutschen Lyrik auf dem Plan, zählt zum erstenmal den vollen Chor der Sänger auf, nennt zu den alten, bekannten Namen viele neue, zeigt sogar den Kenner in Erstaunen — nicht bloß durch die Fülle und Mannigfaltigkeit der Lieder, sondern auch durch die Kraft und Höhe des Ausdrucks — und bietet im ganzen ein Werk von wissenschaftlicher Forschertätigkeit dar, von erststaunlichem Fleiß und überlegener Gestaltung. — Wir sehen mit Freude und Genugtuung einen Gießbrecht, einen Hermann Jahnke, einen Albert Schwarz als Anreger, Schöpfer und Wirker an der Spitze der plattdeutschen Bewegung, wir freuen uns, daß wir der schleswig-holsteinischen Mundart einen Hans Christensen durften, einen der wenigen, die über Klaus Groth hinaus die Bezirke des Plattdeutschen erweitern, freuen uns, in dem Amerikafahrer Münter einen epischen Gestalter großer Form zu bestimmen, sind stolz auf den Weltfahrer Victor Schleiss, der türkisches Volksgut in meisterhaft behandeltes Niederdeutsch übertragen hat. Dankbar begrüßen wir Gäste aus der Fremde, wenn sie auf unserem Boden ihr Heimatplatt zu Ehren bringen wie Max Dreyer, Nikolaius Niemeyer und Johann Prinz.

Schwänke und Schnurren aus Hinterpommern.

Von A. Gaddé, Reinwasser.

(Fortsetzung.)

27. Ausdauer.

De ull Prediger Prochel in Waldow hedd ne klein Apteik o dokterd' mit de Keerne. Eine Winterkrage de Kinder sehr de Halsbret, o völ stirwe dooran. Dem Bure Hann Seils im Rejewater weere all zwei Sticke stirwe, o dat lebt lag frank. Hei ging tum Prediger, dei gaff em von de Keerne o belehrd em: „Nicht säumen, lieber Seils, immer fleißig eingeben; sonst stirbt Ihnen dies auch noch, und Sie haben dann keine Kinder!“

„Jo, jo, Herr Prediger; o denn adjel!“

„Aduel! Aber nicht nachlassen, lieber Seils, nicht nachlassen!“

„I wo, Herr Prediger“, erwiderte Seils; „il o min Fru sind jo noch inne beste Joahre.“

28. Zu spät.

In einer Sitzung des Gemeindelkirchenrats klagte der Pastor in W. über verschiedene Mißstände in der Gemeinde. So lämen z. B. die Bräute mit Kranz und Schleier zur Trauung, und nach einigen Monaten schon sei die Kindtaufe. „Da und da ist es zu früh gekommen“, sagte er, „und dort auch.“

„Ach, Herr Prediger“, erwiderte darauf einer der Aeltesten, „dat glewe Sei ma nich! Dei Krautte lame nich to frih, bloß de Hochzeit is gewehnlich to spad.“

29. De ganz Vater.

Bi Stiewsche is wat inpassiert, o Nabersch, dei wat kortsichtig is, kimmt o besetzt sei. Inne Stuw' is dat nich sehr hell, o as sei an de Weig geht o inkielt, repst sei: „Ach, wat für e schmuck Kindl! De ganz Vater!“

„Nabersch“, seggt Stiewsch, „bist du rein nich klau? Dat Kind hebb ik jo bi mi im Bedd, in de Weig hebb wi dat klennt Farken leggt, wil dat im Stall so kult is.“

„Ach du meines Lebens, ik dachd', dat inne Weig was dat Klein.“

30. Aehnlichkeit.

Bi'm Bure Gnottke is Kingelbeier, o all de Naberslid' o de Friend' ut de Neegd sind inlade, so dat ne grot Gesellschaft top is. Nah veier Mäkes was de erscht Jung' inlehr, o dat mießd' doch ordlich fierst ware. Dei kleine Bingel ward nu beläke o bewunnert, wat für e schmuck Kind dat is o wo gewaltig klau o wo em dat lett. Dei eis seggt: „Ganz nah'm Vater“, de ander: „Nee, mehr nah de Mutter“, o andre segge noch andersch. Tauleit fall ut Uncle Fernand segge, wo em dat lett. Hei bekielt em o seggt: „De Näß' nah'm Vater, de Mund nah de Mutter o von hinde de ganze Freundschaft.“

31. Die gerettete Bratgans.

Auch in früheren Zeiten wurden zur ländlichen Hochzeit, namentlich, wenn sie im Herbst stattfand, Enten oder Gänse gebraten, die ganz auf den Tisch kamen; einer der Gäste besorgte dann das Zerlegen, oft genug in recht primitiver Weise. Aber manchmal war die Gans etwas zäh und das Messer wenig scharf, auch wenn man es vorher auf dem Stubensill gestrichen hatte, und da konnte es leicht vorkommen, daß das Messer abglappte und die Gans unter den Tisch fiel.

So geschah es einmal auf einer Hochzeit zu Glodow. Die Gans lag unter dem Tisch, und die Gäste rissen entsezt: „O je, o je, nu geht de grot Hund doarmit af!“

Der Zerleger aber erwiderte: „Nee, nee; hewwt ma kein Angst! Hei kriegt se nich, ik heww de Faut ruppesett!“

32. Sult, Sult!

In früheren Jahren wurde auf dem Dorfe bei Hochzeiten, Kindtaufen und ähnlichen Austrichtungen mindestens eben so reichlich und kräftig gegessen wie heute, nur war die Art und Weise, in der es geschah, etwas anders. Auf die Tische kamen große irdene Schüsseln, in denen, wie man zu sagen pflegte, gut eine Gans mit zwölf Götzen schwimmen konnte. Die Schüsseln waren mit Kartoffeln gefüllt; darüber hatte man die Fleischbrühe gegossen, das Fleisch aber in faustgroßen Stücken innen am Rande der Schüssel in einem Kranze herumgelegt.

Einmal war in Glodow Hochzeit. Die Gäste fingen an aus der großen Schüssel zu essen. Da sprach einer: „Wat is denn dat mit de Supp? Wo schmeckt denn dei?“

Darauf sagte der Nachbar: „Jo, doarmit hett dat nich sien' Richtigkeit; bei schmeckt ganz angers, so nichtern.“

Der alte Bauer Krause aus Reinwasser kostete aug und rief: „Sult, Sult!“

Und was war es? Die Köchin war zu oft an die Schnapsflasche geraten, hatte sich dabei gehörig einen angetuscht und nun in ihrem Dusel statt des Graps mit der Fleischsuppe den Graps mit dem Abwaschwasser ergriffen und das über die Kartoffeln gegossen.

So etwas kam damals wohl vor, störte aber die Gemütllichkeit nicht.

(Fortsetzung folgt.)

Wer kennt diese alten Lieder noch?

In Pommern sollen einmal folgende Lieder gesungen worden sein:

Als ich ein kleiner Knabe war; Es blies ein Jäger wohl in sein Horn; Es zog ein Herr wohl in den Krieg; Es waren drei Husaren gefangen; Die Gassen sein so enge, es war mal ein Gedränge; Es ging ein Knab spazieren wohl in den grünen Wald; Es wohnt ein Müller an jenem Teich; Es zog ein König ins fremde Land; Es waren zwei Waisenkinder; Störtebeder und Görtmichel, die räubten beide zu gleichem Teile; Als ich an einem Sommertag ...

Da das Pommersche Volksliedarchiv Greifswald alle diese Lieder nur einmal enthält, läßt es sich nicht feststellen, ob die Lieder heute noch in Pommern leben. Wir bitten daher alle diejenigen, die sich noch auf eines dieser Lieder befreuen können, es aufzuschreiben und an uns senden zu wollen. Alle Einsendungen sind zu richten an das Pommersche Volksliedarchiv, Germanistisches Seminar, Greifswald oder an die Schriftleitung der Kösliner Zeitung, Abt. Heimatbeilage, Köslin.

Druckfehler-Berichtigung

zu Nr. 15/1930 der Heimatbeilage, Seite 1.

Der ehemalige Friedhof auf dem „Großen Wall“ ist nicht 1818, sondern 1810 angelegt worden.